



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Lügen**

**Bourget, Paul**

**Budapest, 1891**

XV. Der Groll Colette's.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

## XV.

### Der Groß Colette's.

Dieses stille, einförmige Leben währte ungefähr 2 Monate; kein Ereigniß hatte dasselbe gestört, nichts hatte es unterbrochen als das Bedauern, das dem letzten Ruß galt und die Hoffnung auf die zu erwartenden Liebesungen. Da brachte Fanny dem Dichter eines Morgens einen Brief, dessen Unterschrift ihn überraschte. Er hatte Claude Larcher's Hand erkannt. Er mußte durch Ferdinand, bei dem er ab und zu im Hotel Saint-Euverte Nachricht einholte, daß der Schriftsteller sich vorher in Florenz, dann in Pisa aufgehalten hatte. Drei Schreiben waren von ihm an jene Adressen gesandt worden, alle aber waren unbeantwortet geblieben. Er ersah aus dem Poststempel, daß Larcher sich im Augenblick in Venedig befand. Dieser Brief erregte somit seine ganz besondere Neugierde, er erbrach denselben und las, während er an diesem ersten Frühlingmorgen, der so frisch und leuchtend war wie seine eigne Liebe, die stillen Trottoirs des Faubourg St. Germain, die zur Seine führten, entlang schritt, folgende Zeilen:

Venedig, Palazzo Dario, April 1879.

Ich schreibe aus Ihrem Venedig an Sie, lieber René, aus jenem Venedig, dem Sie das grausame Profil Ihrer Coelia, das zarte Antlitz Ihrer Beatrice entlehnt; und da Venedig immer die Heimath der Unwahrscheinlichkeiten ist, die Stadt der Meerweiber, welche an orientalischen Gestaden „Sirenen“ heißen, so habe ich ganz wie Lord Byron in einem der reizenden kleinen Palais eine möblirte Wohnung entdeckt, die nach dem Canal Grande hinausgeht; es war einst ein Palazzino, das an der Fassade marmorgetäfelt, ganz historisch, verziert, ciselirt und auch nach der Seite geneigt ist, wie



ich selbst es in meinen bösen Tagen bin. Während ich diese Zeilen an Sie frizle, höre ich unter meinen Fenstern das Rauschen des trüben Wassers im Canal Grande und um mich her verspüre ich den Frieden dieser Stadt, dieser „Cora Pearl des adriatischen Meeres“ (würde ein Baudeville-Dichter, sagen), in welcher traumselige Stille herrscht.

Ach! mein Freund, warum ließ ich mir beikommen, mein altes, frantes Schriftstellerherz hierher zu bringen; dieses unruhige Herz, das ich in dieser köstlichen Ruhe doppelt heftig schlagen fühle? . . . Wissen Sie, daß es im Augenblick 2 Uhr ist, daß ich eben an einem Tischchen des Café Florian unter den Arkaden gefrühstückt habe, daß ich in St. Giorgio in Bragora gewesen bin, um einen herrlichen Cima zu bewundern, daß ich diesen Abend mit zwei Abkömmlingen von Dogen, schön wie die Weiber Veronese's, speisen soll, mit Russen, die so unterhaltend sind wie der Koraroff unseres Freundes Beyle, und daß ich, anstatt in festlicher Stimmung zu sein, nach Hause geeilt bin, um — ihr — Bildniß zu sehen, das Bildniß Colette's! Warum bin ich nicht lieber auf meinem Orchestersitz im Théâtre Français sitzen geblieben, um sie die Camilla in: „On ne badine pas avec l'amour“ spielen zu sehen! Erinnern Sie sich noch ihres Lächelns, und wie reizend sie den blonden Kopf schüttelte, um zu fragen: „Sind Sie dessen gewiß, daß Alles an einer Frau Lüge ist, wenn ihre Zunge lügt?“ Und gedenken Sie noch des Perdican und seiner Worte: „Stolz, du unseligster aller menschlichen Rathgeber, warum hast du dich zwischen mich und dieses Mädchen gestellt?“ Diese wenigen Worte enthalten meine ganze Geschichte, unsere Geschichte! Nur daß ich, in dessen Herzen eine unverstehbare Quelle idealer Liebe quillt, welche trotz aller Erfahrungen niemals versiegt, die rein bleibt allen Fehlern zum Hohn, daß ich der — Perdican des Schauspieles gewesen . . . Und sie, meine Camilla, war beschmutzt worden durch all' die nicht zu tilgende Schande! Ach! wie so traurig hat das Leben meine Blume begeistert! Und da ich ihren Duft einathmen wollte, welcher Modergeruch!

Lassen wir das, ich habe mich nicht an meinen Schreibtisch gesetzt, der auf dem Balcon steht, zwischen dessen Säulchen ich die Gondeln vorbeigleiten sehe, um Ihnen all' dies zu



erzählen. Ja sie gleiten dahin, sie neigen sich zur Seite, sie wenden um, coquett, traurig und leichtfüßig zugleich! Wenn jeder dieser schwimmenden Särge einen meiner begrabenen Träume dahintrüge, welch' endlose Procession auf diesen stillen Wassern! Warum bin ich kein Künstler? Ich wüßte wohl, welches Bild ich festhalten würde: im Dämmer-schein eine lange Reihe dieser schwarzen Barken, Steuer und Ruder derselben, anstatt von Gondolieren, von weißen Skeletten gelenkt, und sie alle führen an einer Reihe in Schutt zerfallener Paläste vorüber, darunter aber schriebe ich: „So ist auch mein Herz!“ Nach einer Jugend, die gedrückt war als Trauben bei der Weinlese, und ach so traurig, kaum dem Frohndienst des Berufes entwachsen, mußte ich der entsetzlichen Sklaverei dieser Liebe begegnen, dieser Liebe, welche auf Haß und Verachtung fußt! Gerechter Gott, warum? Warum? Wer hätte an jenem Juliabend, da die Comödie begann, gedacht, daß ich an einem so ernststen Wendepunkt meines Lebens stehe!

Ich hatte fleißig gearbeitet und war des Abends ausgegangen, um allein zu speisen. Ich wollte ein wenig Luft schöpfen und strich mit meinem Spazierstock und meinem Spleen dahin; ich betrachtete die vorübergehenden Männer und Frauen, ohne einen andern Zweck als den, daß ich zehn Uhr abwarten wollte. Welch' tückischer Dämon lenkte meine Schritte in die Nähe des Theaters? Weshalb bin ich in das Foyer hinauf gegangen, wo ich seit Monaten nicht gewesen, um den alten Farguet zu begrüßen, der mich genau genommen eben so wenig interessirte, als meine Zeitartikel? Warum mußte ich Geist haben in diesem Foyer und Phantasie wie in meinen besten Stunden, ich, der ich bei Diners in der großen Welt oft stumm geblieben, wie der Fisch à la Chambord auf der Mittagstafel. Warum mußte Colette in dem reizenden Costum junger Mädchen aus dem vorigen Jahrhundert anwesend sein? Sie spielte die Rosine im Barbier: „Wenn die Liebe den Frühling wiederbringt auf den Fluren . . .“ Ich ging in den Saal, um sie diese Arie singen zu hören. Warum sah sie mich, als sie dieselbe vortrug, so sichtlich bewegt an, so daß ich mich kaum getraute, zu verstehen? Warum hatte sie diesen Mund, diese Augen, dieses Profil, in dem man den Schmerz einer von den Sinnen



gequälten Psyche zu lesen glaubte? Wie sehr liebte ich sie, von diesem Abend angefangen, und wie liebte auch sie mich! Sie zierte sich nicht, sondern ergab sich mir noch desselbigen Abends. Können Sie verstehen, daß ich dumm genug war, von einem Mädchen, daß sich mir an den Hals geworfen hatte, irgend welche Treue zu erwarten? . . . — „Wollen Sie nicht in meine Loge kommen?“ hatte sie gefragt, als ich hinter die Couliissen getreten war, und wir gingen miteinander hinauf. Wir befanden uns kaum eine Viertelstunde lang in derselben, so drückte sie auch schon ihre Lippen in jener schmerzlichen Erregtheit, welche ich an ihr in Augenblicken höchsten Genusses immer bemerkt, auf die meinigen. „Ach!“ sagte sie mir, „welch' eine köstliche Stunde!“ Unsinniger, der ich war, ich hätte sie für das nehmen sollen, was sie war, für eine bewunderungswürdige Courtisane, die in ihren Körper und glücklicherweise auch in den meinen verliebt war, ich hätte mir gegenwärtig halten sollen, daß die Frauen mit uns genau so verfahren, wie wir mit ihnen . . . Statt dessen . . .

Lassen Sie uns einlenken, mein guter René, ich gewahre den Wegweiser, auf dem geschrieben steht: „Hauptstraße der Verzweiflung;“ ich sehe ihn vor mir stehen, wie damals am Scheideweg in den Laubgängen des Waldes von Fontainebleau, in welchem ich Colette eines Morgens geliebt hatte, als wir in einem Einspanner, dessen schwarzes Pferd „Cerberus“ hieß, hinausgefahren waren. Noch glaube ich das Pferd mit dem Fuchschwanz, das sich damit die Stirne schlug, und Colette mit den tiefliegenden Augen neben mir zu sehen. Wo ist überhaupt der Ort, an dem ich sie nicht geliebt? Verlassen wir die verhängnißvolle Richtung und halten wir uns an die Thatfachen, welche ich Ihnen, der Sie mir wiederholt herzlich geschrieben haben, schulde.

Als ich Sie in der „Rue Coëtlogon“ verlassen, „partant pour l'Italie“ — wie das klingt! — wollte ich ergülden, ob ich ohne Colette zu leben vermag. Nun denn, die Erfahrung steht fest, oder vielmehr sie steht nicht fest. Ich kann es eben nicht. Ich habe mir selbst alle möglichen Vorstellungen gemacht, ich habe entsetzlich gerungen. Ich habe mir zur Zeit der Trennung tagsüber nicht nur zehnmal sondern wohl an die zwanzig, die dreißigmal geschworen,



nicht mehr an sie zu denken. Es gelingt mir für eine viertel, eine halbe Stunde . . . Dann aber erscheinen mir wieder jene Augen, jener Mund, Bewegungen, welche nur ihr eigenthümlich sind, jene Gewohnheit, den Kopf wie überwältigt an meine Schulter zu lehnen; und dann muß ich eben, wo immer ich mich auch befinden mag, stille stehen und mich an eine Mauer lehnen, so stechend ist der Schmerz in meinem Herzen. Wissen Sie, daß ich Florenz verlassen mußte, weil mich in den Ufficien fortwährend jenes Bild Botticelli's, die Madonna Incoronata, deren Photographie Sie bei mir gesehen, festbannte? Ich habe mich darauf ertappt, daß ich an den entferntesten Enden der Stadt einen Wagen nahm, um nur noch vor Schluß der Gallerie einzutreffen; ich wollte, ich mußte jenes Gemälde wiedersehen, weil der Engel rechts, jener, welcher den Schleier hebt, ach! ihr ähnlich sieht! Ja, ihr ähnelt im Blick, in jenem Blick, der mich so oft bestimmt hat, sie zu beweinen, anstatt sie zu tödten . . .

Und so habe ich denn Florenz verlassen und bin nach Pisa geeilt, in jene todte Stadt, deren süße Trauer ich schon kannte. An diesen Ort, in welchem die Kirche, die Taufkapelle und der Glockenthurm sich inmitten einer Friedhofsmauer und der mit Schießscharten versehenen Trümmer erheben! O, über diese Küste des Gambo, welche fahl und sandig inmitten der Pinien liegt! Und der gelbliche, träge, erschöpfte Arno! Mein Zimmer sah nach diesem melancholischen Fluß, war selbst aber voll Sonnenschein, warm und hell; ich aber war, den Kopf von großen Plänen erfüllt, hierher geeilt. Der alte Grundsatz des einst viel bewunderten Goethe kam mir unwillkürlich in den Sinn: „Poesie ist Befreiung . . .“ Versuchen wir es, sagte ich mir, und faßte den Entschluß, Pisa erst zu verlassen, wenn ich meinen Schmerz in Literatur umgesetzt haben würde. Vielleicht sollte ich es verlernen, neue Thränen zu vergießen, wenn ich aus den alten Seifenblasen machte. Diese Seifenblasen schwoilen aber zu einer Novelle an, die ich „Analyse“ betitelt habe. Sie werden dieselbe zweifellos in der „Revue parisienne“ gelesen haben. Nicht wahr, es ist entschieden das beste, das ich geleistet? Ich habe darin alle meine traurigen Liebeserfahrungen niedergelegt; Alles ist photographisch treu nach der Natur, von der Geschichte des Briefes an bis zur Eifer-



sucht auf Sappho. Und ist Colette nicht prächtig gezeichnet? ... Ach! bester Freund, wenn ich dadurch, daß ich das Bild jener beschmutzt, die ich geliebt, daß ich den Götzen, den ich einst mit duftenden Rosen geschmückt, in den Roth gezogen, daß ich meine glückliche Vergangenheit mit der ganzen Kraft meines Herzens entweiht habe, wenn ich dadurch nur wenigstens den Frieden gewonnen hätte!

Hier das Resultat dieses edlen Bestrebens: Kaum daß ich dieses Manuscript der Post übergeben hatte, so ging ich heim, setzte mich an den Schreibtisch und schrieb Colette, um ihre Verzeihung zu erbitten. ... Ach! die Methode Goethe's, dieses erhabenen Philisters, dieses sogenannten Jupiters ist wohl nur ein köstlicher Scherz! Ja, ich habe meine Feder anstatt in Tinte in meine Wunden getaucht, mit meinem Blute geschrieben und habe damit diese Wunden nur noch mehr vergiftet. Nur die Zeit kann mich heilen, wenn ich überhaupt noch zu gesunden vermag. Wozu soll ich jedoch genesen? Ja, wozu? Ich bin stolz gewesen und bin es nicht mehr. Ich habe mich wider diese erniedrigende Leidenschaft gewehrt und wehre mich nicht mehr. Würde ich mich denn schämen, den Krebs in der Wange zu haben? Nun denn, ich habe eben den Krebs im Herzen und lasse mich von demselben widerstandslos auffressen. Doch hören Sie weiter. Colette hatte meinen Brief nicht beantwortet. Was berechtigte mich, anzunehmen, daß sie sich für mein Benehmen auch noch bedanken werde? Als ich ihr schrieb, hatte ich angefangen, mich herabzuwürdigen. Ich fuhr fort, es zu thun. Dann lernte ich eine unbeschreibliche Wollust kennen, welche ich nie geahnt: jene nämlich, mich ihrethalben zu erniedrigen, ihr meinen ganzen Mannes- und Künstlerstolz zu Füßen zu legen. Ich schrieb ein zweites, ein drittes und viertes Mal an sie, meine Novelle erschien im Druck, ich fuhr fort, ihr zu schreiben, und zwar Briefe, in denen ich mich immer wieder mit Begeisterung demüthigte; Briefe, welche sie Salvaneu und der verworfenen Alice zeigen konnte, um ihnen dann zuzurufen: „Er hat mich verlassen, er beschimpft mich, und nun seht, wie er mich trotzdem anbetet!“ Hätte der ihr angethane Schimpf nicht allein schon genügt, ihr zu beweisen, daß ich sie liebe?

Doch nein, René, Sie kennen sie nicht, Sie wissen nicht,



wie stolz sie ist, trotz all' ihrer Fehler. Ich mag gar nicht ausdenken, was dieser unglückliche Roman ihr gewesen sein mag, und deshalb wage ich nicht zurückzukehren. Ich habe in dem krankhaft erregten Zustand, in welchem ich mich befinde, nicht den Muth, mich wie einst einer Scene auszusetzen. Ohne Colette zu leben geht jedoch auch weit über meine Kräfte. Und so habe ich denn den Entschluß gefaßt, mich an Sie zu wenden, René, und Sie um Ihre Vermittlung zu bitten. Ich weiß, daß Sie ihr immer gut gefallen haben, daß sie Ihnen dankbar ist für die schöne Rolle, die Sie für sie geschrieben haben; ich bin überzeugt, daß sie Ihnen Glauben schenken wird, wenn Sie ihr sagen werden: „Claude stirbt, haben Sie Mitleid mit ihm.“ Sagen Sie ihr auch, René, daß sie sich nicht mehr vor meinem schlechten Charakter zu fürchten braucht. Der aufbrausende Lärcher, der ihr so unangenehm war, er ist nicht mehr. Ich werde Alles, Alles ertragen, um mit ihr und in ihrem Schatten leben zu dürfen. Die letzten Wintermonate waren in der That eine Zeit härtester Trauer, sie waren jedoch ein Paradies im Vergleich zu dem völligen Getrenntsein von ihr! Wir hatten dort bei ihr in der „Rue de Rivoli“, in ihrer Wohnung, welche auf den Garten der Tuilerien sieht, doch noch köstliche Nachmittagsstunden, die wir einander liebend verbrachten. Um uns her wogte das volle Leben und ich hielt die Geliebte fest in den Armen. Ich hatte ihre Augen, ihren Mund, ich genoß diese melancholische Umarmung, die nur sie zu geben versteht . . . Sehen Sie, der bloße Gedanke an dieselbe trübt meine Schrift. Wenn Sie mir noch wie einst in aller Freundschaft zugethan sind, so erweisen Sie mir den großen Dienst, Colette aufzusuchen; zeigen Sie ihr diesen Brief, sprechen Sie mit ihr, trachten Sie sie weich zu stimmen. Sie möge mir verzeihen und gestatten, daß ich zu ihr zurückkehre. Leben Sie wohl, ich werde Ihre Antwort in Todesangst erwarten, Sie wissen ja, was dieser Marterkisten zu leiden vermag, welcher sich nennt Ihr alter Freund  
C. L.

P. S. Bitte, sprechen Sie gefälligst in der Redaction der Revue vor und verlangen Sie in meinem Namen fünf Exemplare meiner Novelle; ich benöthige dieselben, um sie hier zu vertheilen.



„Das ist Larcher, wie er leibt und lebt! . . .“ sagte sich René, nachdem er diese Epistel gelesen; es waren in derselben all' die widersprechenden Elemente, aus denen Claude's complicirter Charakter zusammengesetzt war, in einem Bündel vereinigt; Vorliebe für Gefünsteltes, die, selbst angesichts bitterster Leiden gesuchte Schreibweise, und doch auch wieder nahezu kindliche Offenherzigkeit; empfindlichste Schriftsteller-eitelkeit und unbedingteste Anspruchslosigkeit, klare Selbsterkenntniß und völlige Unfähigkeit, sich auch nur einigermaßen zu beherrschen.

„Ich werde, falls Colette auftritt, noch diesen Abend im Theater bei ihr vorsprechen,“ meinte René. Er kaufte eine Zeitung und vergewisserte sich, daß Colette thatsächlich spielte. Dann überlegte er: „Wie wird sie mich wohl empfangen? . . .“ Die Bedenken bezüglich dieses Empfanges beschäftigten ihn so ausschließlich und auch der Kummer des heißgeliebten Freundes ging ihm so nahe, daß er sich bei dem Stellbichein Susannen gegenüber nicht enthalten konnte, seiner Besorgniß Ausdruck zu verleihen. Er gab ihr sogar den Brief zu lesen, den sie ihm mit der Bemerkung zurückstellte: „Der arme Teufel! . . .“ dann setzte sie wie zufällig hinzu: „Haben Sie wirklich niemals miteinander von mir gesprochen?“

„Ja, aber ein einziges Mal, und nur ganz flüchtig . . .“ antwortete der Dichter gewissermaßen befangen. Er machte sich, seit er Susannens Geliebter war, selbst aus der geringfügigsten Aeußerung, welche er Claude gegenüber gethan, einen Vorwurf. Susanne mißdeutete diese Befangenheit und ergänzte:

„Er hat Dir sicherlich Schlechtes von mir gesagt?“

„Das gewiß nicht,“ erwiderte René mit Entschiedenheit. Er war schon dermaßen mit Susannens Gesichtsausdruck vertraut, daß er auch unwillkürlich den Schatten von Besorgniß in ihren Augen las, als sie diese zweite Frage gestellt; er sagte daher seinerseits: „Wie sehr Du ihm doch mißtraust! Weshalb?“

„Weshalb?“ meinte sie lächelnd, „weil ich Dich unendlich liebe, mein René, und die Menschen so böse sind . . .“ Dann aber setzte sie, um den durch ihre übertriebene Mangellichkeit bei dem jungen Mann allenfals herauf beschworenen Eindruck zu verwischen, hinzu: „Nun mußt Du aber Hrl. Rigaud aufsuchen.“



„Es ist entschieden meine Absicht,“ sagte er, „und das gleich heute Abend. Und Du? . . .“ fragte er wie so häufig. „Was unternimmst Du diesen Abend?“

„Auch ich gehe in's Theater,“ antwortete sie, „aber natürlich nicht hinter die Couliissen. Mein Mann und ich gehen in's Gymnase-Theater . . . Warum mußt Du mich daran mahnen? Ich werde seiner Zeit traurig genug darüber sein. Komm, Liebster,“ bemerkte sie, ihn fest mit den Armen umschließend, „liebe mich auch für jene Zeit, in welcher wir getrennt sein müssen! . . .“

Noch klang in dem Ohr des Dichters diese Stimme nach, die sanft tönte gleich Musik, noch erzitterte seine liebes-trunkne Seele in Erinnerung an die berausenden Küsse, als er gegen neun Uhr Abends das Thor des Théâtre Français durchschritt, von welchem aus man in das berühmte Foyer gelangt. Er warf einen Blick auf die Loge des Portiers und hielt sich unwillkürlich gegenwärtig, daß dieselbe eine Station auf dem Calvarienberg Claude's gewesen. Der Letztere unterließ es, wenn sie miteinander in's Theater kamen, niemals, auf den Briefkasten Colette's zu deuten und zu René gewendet zu bemerken:

„Wenn ich ihn stehlen würde, dann wüßte ich wenigstens, woran ich bin.“

„Wie glücklich ist Derjenige,“ dachte René, „welcher diese entsetzliche Qual des Zweifels nicht kennt! . . .“

Und er lächelte, als er die an den Wänden mit den Bildnissen der Künstler und Künstlerinnen des vorigen Jahrhunderts geschmückte Stiege erklomm. Dort lacht die auf die Leinwand fixirte Frage der Ränkeschmiede von Einst. Hier zwinkern die seit ungezählten Jahren verstorbenen Colimnen mit den Augen. Diese Beschwörung längst verblaster Freuden, entschwundener Lieblinge, einer für ewig entflohenen Festzeit hat für Träumer, die ihr Leben, gleich allem anderen menschlichen Genuß, entschwinden fühlen, etwas unsagbar Melancholisches. René hatte dieses Gefühl unwillkürlicher Verstimmtheit schon oft empfunden; es befiel ihn auch jetzt, so daß er dem Foyer in der Hoffnung zueilte, dort Bekannten zu begegnen. Er traf jedoch nur zwei Schauspieler im Costüm aus der Zeit Ludwigs XIV.; sie trugen Riesenperrücken auf dem Kopfe, rothe Strümpfe, und die Füße waren in



Schuhe mit hohen Absätzen eingezwängt. Diese beiden Personen schienen in ein Gespräch über Staatsangelegenheiten vertieft; sie achteten gar nicht des jungen Mannes, welcher vernahm, wie der Eine von ihnen, der lang und hager war wie ein von Reid und Galle verzehrter „Pensionär“, einem Andern, der rundlich und wohlgenährt aussah, wie ein Domherr der „Societäre“, sagte:

„Alles Unglück unseres Landes ist darauf zurückzuführen, daß wir uns zu wenig um Politik kümmern . . .“

„Wie schade, daß Larcher nicht anwesend ist,“ dachte René, als er diesen Ausspruch hörte, und er vergegenwärtigte sich die Freude, welche er selbst empfunden haben würde über das von Larcher ausgerufene „Das ist ja colossal! . . .“ Alles in diesem Theaterwinkel trug dazu bei, ihn an den Freund zu gemahnen, mit dem er so oft hier gewesen. Wie oft hatten sie seinerzeit in dem Foyer, das jetzt leer war, Platz genommen; waren dann miteinander die Stufen hinabgestiegen, die zu den Couliissen führen, waren zwischen die Träger geschlüpft und hatten sich auf die „Versuchswage“ gesetzt, wie die Schauspieler jene Vertiefung nennen, in welche sie sich während der Zwischenakte zurückziehen. Colette war nicht da und René entschloß sich daher, die endlos langen Gänge, welche die Logen umgeben, zu durchheilen, um dann die steile Treppe emporzusteigen. Endlich erreichte er die Thür, auf welcher der Name Frä. Colette's stand; er klopfte Anfangs nur leise, denn es wurde offenbar in der Loge gesprochen und man hörte ihn nicht. Er mußte nochmals klopfen: — „Herein!“ rief eine Stimme welche er sogleich erkannte, dieselbe, welche so schmelzend zu lispeln verstand:

„Wenn die Rosen unsere Küsse erwidern könnten . . .“ Die Thür öffnete sich; ein winzig kleines Vorzimmer führte in ein eben so kleines Toilettezimmer. René hob den goldgestickten, schwarzen Atlasvorhang, der das Vorzimmer von dem letzteren abschloß, und betrat den engen Raum, welcher im Augenblick durch das Lampenlicht und die Anwesenheit von fünf Personen übermäßig heiß war; fünf Männer waren es, von denen zwei im Frack offenbar Herren aus der großen Welt waren, drei andere aber Freunde der Künstlerin in bescheidener Lebensstellung. Einer der Herren im Frack war Salvaney, der René jedoch nicht erkannte. Er und sein Be-



gleiter waren die Einzigen, welche auf einem langen Ruhebett, das mit einem alten, chinesischen Kleid von blaßrother Farbe bedeckt war, Platz genommen hatten. Colette war dieses Kleid von Claude geschenkt worden, wie er denn überhaupt zur Zeit ihrer Liebe die Ausschmückung der ganzen Voge besorgte. Er hatte 8 Tage lang ganz Paris um die Bambuseinfassung durchstöbert, welche die mit grauer Seide bespannten Wände schmückte. Auf dreien der Felder waren auf hellem Seidengrund Chinoiserien gemalt. Auf dem breitesten derselben, das ganz aus schwarzem Atlas wie der Vorhang war, flogen weiße Ibis umher, inmitten von Maiglöckchen und Pfirsichblüthen. Ein bunter Fächer und dazwischen Pfauenwedel, an der Decke aber ein goldener Drache mit Glasaugen vervollständigten den fremdartig reizenden Eindruck dieses originellen Winkels. Colette war gerade damit beschäftigt, sich im Beisein der fünf Herren das Gesicht zu bemalen; ihre Haare waren nur leicht hinaufgesteckt, die bloßen Arme sahen aus den weiten Ärmeln eines seidenen Frisirmantels von hellblauer Farbe hervor. Vor ihr auf dem Toilettetisch stand das Arsenal von Büchsen und Pomadetiiegeln. Weißer, gelber, rosa Puder füllte andere Schachteln, lange Nadeln lagen wirr umher, Hasenpfoten, schwarze Stifte, kleine Schwämmchen für die weiße Schminke waren unordentlich durch einander geworfen. Die Schauspielerin konnte in dem großen Spiegel, welcher die Rückwand des Tisches bildete, den Eintretenden sehen. Sie erkannte alsbald den Verfasser des „Sigisbée“ und sich ihm halb zuwendend, deutete sie auf ihre mit Vaseline getränkten Hände, um gewissermaßen zu erklären, warum sie ihm nicht die Hand reichte. Dabei warf sie aber René einen Blick zu, welcher ihm deutlich sagte, daß Claude gut daran gethan, nicht ohne Weiteres zurückzukehren.

„Guten Abend, . . .“ rief sie. „Ich glaubte in der That, Sie seien gestorben, will Ihnen damit jedoch keinen Vorwurf machen . . . Ich schließe aus Ihrem Ausdruck, daß Sie bloß zu glücklich gewesen sind . . . Wissen Sie, ich trete morgen in Ihrem „Sigisbée“ auf . . . Setzen Sie sich, falls Sie Platz finden . . .“ Und bevor René auch nur ein Wort erwidern konnte, wendete sie sich zu Salvaneu und meinte: „Ich möchte vor Allem bitten . . . Holen Sie mich gefälligst



morgen gegen 12 Uhr ab. Alice wird da sein, und wir können dann alle drei miteinander frühstücken, ehe wir den geplanten Besuch machen . . .“

Sie warf, nachdem sie gesprochen, ihm einen zweiten Blick zu. Ihre Mundwinkel fielen herab; ihr reizendes Gesichtchen nahm plötzlich den Ausdruck unversöhnlichen Hasses an. Dieser Haß war eine Herausforderung, welche sie durch René an Claude richtete. Sie schien überzeugt, daß der Freund dieselbe dem eifersüchtigen Freunde hinterbringen werde. Sie wollte dem Manne, der sie trotz seiner Fahnenflucht, trotz der Verleumdungen nicht zu vergessen vermochte, durch die Lüfte zurufen: „Du bist nicht da und ich unterhalte mich gerade in jener Art, welche Dir Leiden schafft.“ Sie wechselte mit den Anwesenden noch einige Worte, diesem einen armen Teufel empfehlend, für den sie sich interessirte, bei jenem Reclameartikel in einer Zeitung bestellend, dann fragte sie wieder Salvaney um den wahrscheinlichen Ausgang der Rennen, bis sie endlich, nachdem sie ihre Hände gereinigt hatte, aufstand und sagte:

„Und nun, meine Freunde, geht, vorausgesetzt, daß Ihr artig seid . . .“ und sie wies auf die Thür, „ich muß Toilette machen, verlaßt mich . . .“ „Nein, Sie noch nicht,“ fuhr sie René an, ohne sich vor den Andern zu geniren, „mit Ihnen muß ich noch einige Worte sprechen . . .“ Und nachdem sie allein geblieben, begann sie, ihre Augen abermals vor dem Spiegel bemalend: „Haben Sie die Niedertracht Claude's gelesen?“

„Nein,“ erwiderte René, „aber ich habe von ihm einen Brief erhalten. Er ist der Unglücklichste aller Menschen.“

„Ach! Sie haben also nicht gelesen!“ unterbrach ihn Colette. „Nun denn, so lesen Sie vorerst, dann werden Sie wohl einsehen müssen, was für ein Ungethüm Sie zum Freunde haben! . . . Nun also!“ rief sie, sich René zukehrend, die Arme über der Brust gekreuzt, während aus ihren künstlich größer erscheinenden Augen, inmitten des schneeweißen Gesichtes wahre Bornesflammen loderten, „finden Sie das anständig, wenn man eine Frau insultirt? Was habe ich denn dem Herrn eigentlich gethan? Ich wollte ihm eben nicht unbedingt folgen wie ein Hund, mich nicht unbedingt seinen Launen fügen, nicht mit allen meinen Freunden brechen und



nicht das Leben einer Sklavin führen. War ich denn vielleicht seine rechtmäßige Frau? War ich ihm über meine Handlungsweise irgend welche Rechenschaft schuldig? . . . Und vorausgesetzt, ich hätte thatsächlich manches Unrecht wider ihn begangen, ist das ein Grund, um sich hinzusetzen und dem Publicum Scandalgeschichten über mich aufzutischen? . . . Er ist ein Glender, ein Glender, ein G—len—der . . . Das können Sie ihm von mir aus schreiben, und allenfalls auch noch hinzufügen, daß ich ihm, falls er mir in den Weg kommt, in's Gesicht speien werde . . . Ach! dieser Herr hat es gewagt, mich als Dirne zu behandeln! . . . Er wird sie schon noch kennen lernen, diese Dirne! . . . Diese Dirne wird sich rächen! . . . Noch nicht, Melanie," sagte sie der Garderobière, die eingetreten war, „in einer Viertelstunde . . . ich werde Sie rufen . . .“

„Glauben Sie denn, Claude könnte sich so tief grämen, als er es thut, wenn er Sie nicht über Alles liebte?“ antwortete René, diese Pause benutzend. „Der Schmerz raubt ihm alle Fassung . . .“

„Lassen Sie mich mit dem Blödsinn aus!“ erwiderte Colette, die sich abermals mit dem Stift vor dem Spiegel zu thun machte. „Glauben Sie denn noch an das Herz solcher Wesen?! Er ist ja nicht einmal Ihr Freund, mein Lieber . . . Sie hätten schon gewußt, woran Sie sich zu halten haben, wenn Sie gehört hätten, wie er sich über Ihre Liebesangelegenheiten lustig gemacht hat . . .“

„Ueber meine Liebesangelegenheiten? . . .“ fragte René erstaunt.

„Aber ich bitte Sie,“ meinte die Schauspielerin mit ihrem bösesten Lachen, „verstellen Sie sich doch nicht vor mir; und wenn Sie Ihre Geheimnisse gehütet wissen wollen, so wählen Sie Herrn Larcher nicht zum Vertrauten.“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht,“ erwiderte der junge Mann, dessen Herz heftig pochte, „ich habe ihm keinerlei Geheimniß anvertraut.“

„So hat er denn erfunden, daß Sie in Frau Moraines, die hübsche Blondine, die Geliebte des alten Desforges verbrannt sind? Das ist ja noch schöner,“ setzte Colette mit der beißenden Ironie einer Person hinzu, die in ihrer Eigenliebe schwer gekränkt wurde.



Der unglückliche Claude, der in Augenblicken der Zärtlichkeit Alles vergaß, was er in Momenten der Klarheit gedacht, hatte ihr am Morgen nach René's Besuch nur gesagt: „Der arme Vincy ist ganz vernarrt . . .“ „In wen denn?“ hatte sie gefragt. Und er hatte Frau Moraines genannt, um deren Geschichte Colette schon durch die verschiedenen Lebemänner wußte, mit denen sie verkehrte; diese erzählen meist in vertraulichen Stunden den Frauen der Halbwelt Alles, was sie an wahren und erdichteten Anekdoten über Damen der großen Welt vernommen. Als die Schauspielerin angefangen hatte, von der Liebchaft René's mit Susannen zu reden, da hatte sie die alte Fassung verloren, sie hatte die Sätze nur mehr mechanisch hervorgestoßen und zwar, um Lacher in den Augen René's herabzusetzen. Als sie nun gar den Eindruck wahrnahm, welchen sie hervorgerufen, da fühlte sie sich nur noch mehr bestärkt. Es fühlte doch einigermaßen ihren Haß gegen den Andern, wenn sie sich an dem Schmerz weidete, welchen sie diesem hier bereitete, der sein Freund war und dessen Züge sich leidvoll verzerrten.

„Das hat Claude Ihnen nicht gesagt!“ rief René fassungslos. „Und wäre er anwesend, so würde er Ihnen verbieten, eine Frau zu verleumden, die Anspruch hat auf Ihre volle Achtung.“

„Auf meine Achtung!“ erwiderte Colette noch lauter und nervöser lachend. „Sagen Sie, mein lieber, kleiner Vincy, wofür halten Sie mich denn? Sollte ich sie vielleicht deshalb achten, weil sie einen Mann hat, um ihre Niedertracht zu verbergen, einen Mann, der das Geld des Alten verthut? Meinen Sie wirklich? . . . Meine Achtung! Weil sie sich theurer bezahlen läßt als die Straßendirne, die sich Hungers halber verkauft? Sie glauben also noch an die Anständigkeit, die unantastbare der Damen aus der großen Welt, . . . hm? — Sie erhob sich und näherte sich René wüthend; die ganze Gemeinheit ihrer Naturanlage verrieth sich in der Art, mit der sie den Kopf zurückwarf und, mit den Augen blinzeln, bemerkte: „Dann müssen Sie eben Claude um den Grund fragen, vorausgesetzt, daß es Ihnen zuwider ist, daß ich behauptete, Frau Moraines sei Ihre und Desforges' Geliebte. Das wird ihm, dem feinen Herrn Gelegenheit geben zu neuen Einzelheiten. Ach! auch



Sie werden über ihn langsam zur selben Ansicht kommen wie ich. Nichts für ungut, Kleiner. — Auf meine volle Achtung, das ist wirklich zu stark. Ah! Ah! Ah! . . . Adieu, gehen Sie! Für diesmal muß ich mit dem Ankleiden Ernst machen . . . Melanie!" rief sie die Thür öffnend, „Melanie! . . . Grüßen Sie Claude von mir," setzte sie ironisch hinzu, „und schreiben Sie ihm, daß man eben so wenig mit Colette als mit der Liebe Scherz treibt." Mit dieser Anspielung an das Stück, dessen Larcher in dem krankhaft überspannten Brief, den René in der Tasche trug, Erwähnung that, drängte sie den jungen Mann zur Thür hinaus; dann schloß sie dieselbe, und ihr spöttisches, unerbittliches, helles Lachen klang noch lange nach, ein Lachen, das aus Allem zusammengesetzt war, aus Verstellung und befriedigtem Haß, aus dem Spott der Courtisane und der Rache der beleidigten Geliebten.

---